

Im Gespräch mit ... Manuel Stetter



Manuel Stetter hat seit 2022 den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Rostock inne und ist dort zudem als Universitätsprediger tätig. Diesem Amt gingen Studium und Promotion an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen voraus, die er 2016 mit der Dissertation *Die Predigt als Praxis der Veränderung. Ein Beitrag zur Grundlegung der Homiletik* (Vandenhoeck & Ruprecht 2018) abschloss. 2022 folgte, ebenfalls in Tübingen, die Habilitation, deren Ergebnisse in der Monographie *Die Konstitution der Toten. Eine Religionsethnografie der Bestattungspraxis* (Evangelische Verlagsanstalt 2024) nachgelesen werden können. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit in Forschung und Lehre war Manuel Stetter zweieinhalb Jahre als Vikar tätig. Die Auseinandersetzung mit dem Tod prägt alle seine Arbeitsfelder – wie genau und welche Rolle hierbei auch die Frage der (Un-)Sagbarkeit des Todes spielt, das ist Gegenstand des folgenden Interviews.

Das Gespräch mit Manuel Stetter führte Katharina Fürholzer, Juniorprofessorin für Interdisziplinaritätsforschung (Koblenz).

Lieber Manuel, danke, dass du dir Zeit für ein gemeinsames Gespräch genommen hast! Mich würde zunächst deine Perspektive auf nonverbale Praktiken der Totenehrung interessieren: Du hast dich in diesem Kontext unter anderem mit der Praxis des Verbeugens vor dem Grab, gerade auch durch Mitarbeitende von Bestattungsunternehmen, befasst – eine individuelle Handlung, die aber kollektiv verstanden wird. Wie nimmst du diese professionelle Form der

Ehrerweisung wahr? Ist dies eine ritualisierte Ehrerweisung für die Toten oder ist diese an die Hinterbliebenen adressiert, im Sinne einer Anerkennung fremden Leids? Oder spielen hier (auch) gänzlich andere Aspekte hinein?

Funerale Praktiken der Verbeugung sind ein spannendes Phänomen! In ihrer hochgradig formalisierten Gestalt wirken sie fast ein wenig ‚aus der Welt gefallen‘. Zugleich scheinen wir es mit recht weit verbreiteten Praktiken zu tun zu haben. Die hohe Konventionalität und weite Verbreitung dürften ein Grund dafür sein, dass Bestatter*innen, wenn man sie nach ihrem Verbeugungshandeln fragt, in der Regel recht wortkarg antworten. Mit den Verneigungspraktiken befinden wir uns auf der Ebene dessen, was sich funeral ‚von selbst versteht‘ und nicht ‚der Rede wert‘ erscheint.¹ Nun sind für die empirische Forschung gerade solche unscheinbaren, *prima facie* trivialen Vollzüge von besonderem Interesse. Frei mit Erving Goffman gesprochen, der sich mit Ehrerweisungen im alltäglichen Miteinander beschäftigt hat: Wer weiß, vielleicht sind die Gesten, die uns manchmal leer erscheinen, die inhaltsreichsten überhaupt.² Im Blick auf die Bestattung würde ich Verbeugungen primär als ‚Ehrerbietung‘, ‚Wertschätzung‘ oder ‚Würdigung‘ der Verstorbenen interpretieren – womit die Analyse dieser Praxis selbstredend noch nicht ins Ziel geführt ist, sondern das Verstehen dieser Praxis allererst beginnt. So interessiert mich in meiner Forschung etwa, als was die Toten in den Praktiken, in die sie involviert werden, zur Aufführung kommen. Als was werden sie funeral konstituiert? Nähert man sich in dieser Optik den Riten der Verneigung, kommen sie als Praktiken zu stehen, in denen die Verstorbenen als *Personen* enaktiert werden. In ihrem ontologischen Status hochgradig fraglich geworden, werden die Toten funeral u.a. in Form von Verneigungen als Entitäten artikuliert, denen Personstatus zukommt. Darin unterscheiden sich funerale Verbeugungen (vor den Toten) im Übrigen gar nicht so sehr von kultischen Verbeugungen (vor Gott oder anderen transzendenten Wesen). Etwas, das ontologisch prekär und der sinnlichen Wahrnehmung (schlechterdings oder nunmehr) entzogen ist, wird im Modus ritueller Praktiken als soziale Akteur*innen etabliert.

1 Stefan Hirschauer: Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (2001), 429-451.

2 Erving Goffman: *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt am Main 122020.

Inwiefern ist es aus deiner Sicht von Bedeutung, dass diese Praxis des Verbeugens in aller Regel stumm ausgeführt wird?

Das Stumme an der Praxis der Verbeugung ist in der Tat ein Zweifaches. Wie gesagt, wird über sie im Feld des Funeralen kaum gesprochen, weil sie zum ‚Selbstverständlichen‘ zählt und mimetisch erlernt wird. Das Wissen um die, ja, Handhabung der Schirmmütze, die Bewegung des verneigenden Körpers, die Koordinierung des eigenen Handelns mit den Körperpraktiken der sargtragenden Kolleg*innen etc. wird schweigsam im physischen Nach- und Mitvollzug eingeübt.

Zweitens haben wir es bei Verbeugungen auch *in actu* mit einer nichtdiskursiven Praxis zu tun. Es handelt sich um eine demonstrative Geste, einen gezeigten, auf visuelle Wahrnehmung abgestellten Körpervollzug. Inwiefern diese Form der Schweigsamkeit in diesem konkreten Fall von einer spezifischen Bedeutung ist, kann ich gar nicht so genau sagen. Wichtig scheint mir jedenfalls, dass schon in unserem sozialen Alltagsleben der Körper als Darstellungsmedium von enormer Relevanz ist. Wir interagieren lebensweltlich nicht allein sprachlich, sondern zeigen uns mittels unserer Körper die Art der Beziehungen, in denen wir zueinander stehen, unsere affektiven Zustände, mithin unser situatives In-der-Welt-Sein und unsere Wirklichkeitssicht visuell an.

Du hast dich in deiner Habilitationsarbeit unter dem Arbeitstitel „Reanimation/Deanimation“ mit Praktiken des funeralen Umgangs mit den Toten beschäftigt. Könntest du uns kurz die Inhalte dieses Forschungsprojekts skizzieren? Mich würde vor allem auch interessieren, welche Bedeutung und Funktion der Sprache in den von dir untersuchten Praktiken zukommt.

In diesem Forschungsprojekt ging es mir, kurz gesagt, um drei Hauptfragen: Wie wird – im Rahmen der Bestattung – *mit* den Verstorbenen umgegangen? Was wird – in diesem Umgang mit ihnen – *aus* ihnen gemacht? Und: Welche Rolle spielt *Religion* dabei? Wichtig war mir, nicht allein kirchlich verantwortete oder konfessionell ungebundene Trauerfeerrituale zu analysieren, sondern die Bestattung als ein komplexeres, prozessuales Geschehen beobachtbar zu machen, zu dem z.B. auch die Abholung von Verstorbenen, die Leichnamsversorgung in den Bestattungsbetrieben oder Rituale der Aufbahrung gehören. Das Projekt folgte dabei ethnografischen Forschungsstrategien. Im Zentrum standen Feldaufenthalte, in denen ich in der Rolle eines Praktikanten bei unterschiedlichen Bestattungsunternehmen über mehrere Wochen mitgearbeitet und teilnehmende Beobachtungen durchgeführt habe.

Die Frage nach der Sprache ist spannend, weil ich zugeben muss, dass es mir ein Anliegen war, den Fokus gerade auf die nichtsprachlichen Komponenten des Sepulkralen und Religiösen zu legen. Das liegt u.a. daran, dass mein Fach, die Praktische Theologie, womöglich wie andere religionsbezogene Disziplinen auch, über lange Zeit die Untersuchungen vor allem auf die verbalen und symbolischen Kommunikationsprozesse ausgerichtet hat. Demgegenüber ging es mir darum, um nur ein paar Beispiele zu nennen, etwa die vestimentären Aspekte des Funeralen zu untersuchen oder die räumlichen Arrangements der Bestattungspraxis in den Blick zu bekommen; mich interessierten sensorische Praktiken, nicht zuletzt Formen der Berührung oder Techniken des Sehens; ich habe Artefaktanalysen durchgeführt und den praktischen Umgang mit bildlichen Repräsentationen der Verstorbenen untersucht, usw.

Das heißt nun freilich nicht, dass Sprache bei der Konstitution der Toten keine Rolle spielte. Im Gegenteil! Um nur zwei Beispiele herauszugreifen: Im Verlauf der Studie hat sich herausgestellt, dass über viele bestattungskulturelle Situationen hinweg divergierende Formen der *Namensnennung* zu beobachten sind – angefangen von rituellen Aussegnungen der Verstorbenen bis zu Namensetiketten an den Körpern der Toten in den Kühlräumen der Pathologie. Zur diskursiven Ausgestaltung des Lebensendes gehört ferner das kulturelle Institut der *Trauerrede*, ein klassischer Gegenstand der praktisch-theologischen Kasualtheorie der Bestattung. Neben Deutungen der Lebensgeschichte der Verstorbenen und dem Versuch, eine zeitgemäße Sprache für das Jenseits des Todes zu entwickeln, wurde in meinem Sample eine Reihe von rhetorischen Initiativen greifbar, die die Verstorbenen als aktuelle Kommunikationspartner*innen enactieren. Der Einsatz der Worte dient hier nicht allein dem Aufbau einer Rede *über* die Toten, sondern einem Sprechen *mit* den Toten: Sie werden adressiert und selbst sprechen gemacht.³

Gemeinsam mit Dr. Alexander Dietz und Dr. Stephan Linck hast du im März 2025 an der Universität Rostock die Tagung „Letzte Ehre. Gesellschaftliche Kulte postmortalen Anerkennung“ durchgeführt. Welche Formen der postmortalen Ehrung und Erinnerung hältst du für besonders ausdrucksstark – und welche bleiben sprachlich oder rituell noch eher unvollständig?

Ich finde es nach wie vor eine kulturelle Errungenschaft, dass grundsätzlich allen Verstorbenen *ohne Ansehen der Person* ein ‚würdiges‘ Begräbnis, mithin eine *laudatio funebris*,

³ Manuel Stetter: *Die Konstitution der Toten. Eine Religionsethnografie der Bestattungspraxis*. Leipzig 2024.

wie es in der antiken Rhetorik heißt, zustehen soll. Ich sehe hier, über den individuellen Trost hinaus, eine wesentliche gesellschaftliche Aufgabe auch der Kirchen und Religionsgemeinschaften, die mitten hinein in Fragen einer Politik der Trauer führt. Jedes Leben, nicht nur das der ‚Mächtigen‘, ‚Heiligen‘, sozial ‚Privilegierten‘ oder gemeinhin ‚Beliebten‘ soll versammelt und eben dadurch auch noch einmal geehrt werden.

Vor diesem Hintergrund interessieren mich gerade auch die erinnerungspolitischen Dimensionen ‚letzter Ehre‘. Welches Leben, welches Leid und welche Trauer Eingang in die erinnerungskulturellen Praktiken einer sozialen Formation finden, ist umstritten und Gegenstand der sozialen Auseinandersetzung um öffentliche Geschichtsschreibung und kollektive Identitätsentwürfe. Dass die Suche nach einer zukunftsweisenden, demokratischen, humanen und vitalen Form des kulturellen Gedächtnisses in einem pluralisierten Gemeinwesen auf Dauer gestellt ist, zeigen die gegenwärtigen Debatten um das Erinnern der Shoa, das öffentliche Betrauern der Opfer rechter Gewalt in Lichtenhagen oder Hanau wie die geschichtsrevisionistischen Attacken auf die nationale Erinnerungskultur von rechts außen aufs Drängendste. Praktiken der Trauer und der Erinnerung an den Tod sind immer auch politisch virulent.

Uns würde auch interessieren, wie du die Auseinandersetzung von Studierenden mit dem Thema Tod wahrnimmst. Gibt es bestimmte, z.B. theologische oder rituelle Begriffe, die Studierenden heute schwerer verständlich oder zugänglich erscheinen als früher – oder umgekehrt Begriffe, die neue Relevanz bekommen haben?

Zunächst einmal nehme ich ein bleibend hohes studentisches Interesse an der Thematik des Lebensendes wahr. Das mag neben persönlich-biografischen Bezügen zur Sache auch daran liegen, dass Studierende der Theologie später häufig in Berufen arbeiten, denen in Sachen Sterben, Tod und Trauer rituelle Expertise, sprachliche Artikulationsfähigkeit und seelsorgliche Begleitungscompetenz attestiert wird.

Neben einer großen Neugier auf die mundanen Erfahrungen, Verständnisweisen und privaten Ritualisierungen der Trauer von Angehörigen sowie dem Wunsch, nicht zuletzt seelsorglich in Kontexten der Palliative Care und der Trauerbegleitung kompetent agieren zu können, scheinen mir gerade diejenigen Sitzungen in den Lehrveranstaltungen sehr engagiert und lebendig geführt zu werden, in denen es darum geht, die überkommenen Vokabulare der christlichen Todesdeutung für den lebensweltlichen Umgang mit dem Lebensende fruchtbar zu machen. Es ist das eine, Konzepte wie das der ‚Auferstehung‘ dogmatisch zu durchdringen; das andere ist, daraus ein erfahrungsnahes und existenziell

erhebliches Lebensdeutungsangebot im Rahmen unserer Bestattungs- und Trauerkultur zu entwickeln. Deutlich ist, dass den Studierenden ein rituelles Handeln, das die Bedarfe der Angehörigen nicht zu integrieren weiß und Partizipationschancen ausschließt, in keiner Form mehr plausibel erscheint.

Als Pfarrer begleitest du auch Hinterbliebene und erlebst dabei vermutlich immer wieder Situationen, in welchen Menschen im Angesicht des Todes die Worte fehlen. Welche Bedeutung oder Funktion schreibst du dieser Sprachlosigkeit Hinterbliebener zu?

Auf diese Frage würde ich, glaube ich, in zwei Punkten antworten wollen. Zunächst: Manchmal entsteht ja der Eindruck, als ob die Unfähigkeit, den Verlust eines Menschen sprachlich zum Ausdruck bringen, eine Art von individuellem oder gesellschaftlichem Defizit beschreibt. Wahrscheinlicher scheint mir, dass dieser ‚Mangel‘ an Worten einfach eine Standarderfahrung adressiert, die viele Trauernde machen – ja, dass Sprachlosigkeit schlichtweg einer der adäquaten Artikulationsformen existenziellen Leids ist. Wir spüren das dort, wo denjenigen, die von Berufswegen Worte angesichts des Todes finden müssen, diese allzu beredt und selbstverständlich, sozusagen ohne Tasten, Zögern und Schweigen, mithin ohne etwas Sachtes und Tentatives, über die Lippen kommen – in der Seelsorge, in einer Traueransprache, in Beileidsbekundung von Politiker*innen, in der poetischen oder literarischen Bearbeitung von Verlusterfahrungen. Überhaupt: Schweigen und gemeinsame Stille sollten m.E. nicht als ein *Mangel* an Sprache, sondern als genuine Variante eines ausdrucksstarken, der existenziellen Dramatik von Verlust angemessenen Umgangs angesehen werden. Hier *fehlt* nichts; hier geschieht *etwas*.

Sodann komme ich zunehmend zu der Überzeugung, dass eine Reihe von existenziell bedeutsamen und oftmals religionsproduktiven Erfahrungen, zu denen auch der Tod zählt, kulturell eben nicht nur im Modus des Verbalen bearbeitet wird. „It is simply the way things are usually done“, wie Annemarie Mol in einem anderen Zusammenhang einmal salopp formulierte.⁴ Ausgehend von meinen Forschungen habe ich jüngst an einem Beitrag zu ‚Jenseitsvorstellungen‘ gearbeitet. Eine Pointe scheint mir, dass es häufig eben nicht qua Interview abfragbare, sprachlich artikulierbare *afterlife beliefs* sind, in denen Menschen (religiös) auf den Tod reagieren; das Wissen um das Jenseits zählt eher zu dem, was wir ‚tacit‘ (Michael Polanyi) oder ‚embedded knowledge‘ (Annemarie Mol) nennen.

4 Annemarie Mol: *The Body Multiple. Ontology in Medical Practice*. Durham, London 2002, 15.

Dieses Wissen ist nicht einfach reflexiv verfügbar und sprachlich artikulierbar, sondern eingelagert in die praktischen Vollzüge, mit denen wir auf den Tod reagieren.⁵

Entzieht sich der Tod mitunter auch für dich einem sprachlichen Zugang? Oder gibt es vielleicht auch bestimmte Worte oder (auch nonverbale) Rituale, die (dir selbst und anderen) relativ verlässlich Trost zu spenden vermögen?

„Es sind die kleinen Dinge“ – ich glaube so oder so ähnlich hat einmal ein Elternpaar, das leider viel zu früh ihre Tochter verloren hat, in einem Interview, das ich mit ihnen führen durfte, umschrieben, was half, mit dem Verlust umzugehen. Als Sohn, der seinen Vater ebenfalls viel zu früh verloren hat, könnte ich mir vorstellen, dass viele Trauernde hier zustimmen werden. Trost, also die Kunst, ‚sich *trotz alledem*, also ohne reelle Aufhebung des Schmerzes und Beseitigung seiner Faktoren, *in der Möglichkeit des Lebens zu erhalten*‘,⁶ wie es Hans Blumenberg einmal formulierte, dürfte sich nicht selten im Kleinen, im Unscheinbaren, im Unspektakulären vermitteln: in einem unverhofften Anruf, dem Entzünden einer Kerze, einer geteilten Erinnerung, einer Umarmung, einer gelungenen Wendung, dem stillen schmerzlich-berührenden Anblick einer Fotografie, einem Moment der Rührung beim Hören einer Geschichte, von der man unter Bedingungen des Alltagsverstands als rationales Wesen schon längst Abstand genommen hat u.A. Soll heißen: ‚Verlässlich‘ wirksame Patentrezepte existieren angesichts der „letzten Grenze“⁷ unserer Alltagswirklichkeit wahrscheinlich nicht; umso verständlicher wird, weshalb, um nochmals Blumenberg zu bemühen, die Kulturen des Tröstens häufig mit vermeintlich „völlig belanglosen Formeln“⁸, mithin unspektakulären Gesten, wie sie uns eingangs schon in den Verbeugungsriten begegnet sind, operieren.

Herzlichen Dank, lieber Manuel, für deine Zeit und deine Gedanken zu dieser Thematik!

Das Gespräch führte Katharina Fürholzer

5 Manuel Stetter: Die letzten Dinge. Überlegungen zur kulturellen Formation eschatologischen Wissens. In: ders. (Hg.): *Die soziale Präsenz der Toten. Empirische Analysen und theoretische Anregungen*. Bielefeld 2025, 293-308 [im Erscheinen].

6 Hans Blumenberg: *Beschreibung des Menschen*. Berlin 2014, 658-662.

7 Alfred Schütz, Thomas Luckmann: *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz, München ²2017, 626 u.ö.

8 Blumenberg, *Beschreibung des Menschen*, 652.

Korrespondenzadresse
Prof. Dr. Manuel Stetter
Praktische Theologie
Universität Rostock
E-Mail: manuel.stetter@uni-rostock.de